

(Nachdruck verboten.)

301

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Es war Wolfgang, als müßte er jetzt den Jungen, der damals Räuberhauptmann gespielt und sich Kartoffeln in der Asche gebraten hatte, als müßte er selbst den Jungen, der einmal so krank gewesen war, daß man ihn, als er zum erstenmal an die freie Luft sollte, im Krankenstuhl fahren mußte, als müßte er diesen Jungen so recht aus tiefster Seele beneiden. Der, der jetzt hier am Pult saß und zerstreut über seine Hefte hinweg ins Leere blinzelte, der war dieser Junge nicht mehr. Der war kein Kind mehr! Es kam Wolfgang auf einmal vor, als läge eine goldene Zeit unwiederbringlich verloren und weit hinter ihm. Als hätte er gar keine Freunde mehr vor sich. Hatte der Prediger, zu dem er jetzt in die Konfirmandenstunde ging, nicht auch gesagt: „Ihr seid nun nicht Kinder mehr?“ Und hatte der Prediger nicht weiter gesprochen: „Der Ernst des Lebens tritt nun bald an Euch heran?“ Ach, der war schon da!

Die Stirn gerunzelt, das zerkaute Ende des Federhalters zwischen den Zähnen, saß Wolfgang unlustig vor seiner Arbeit. Er brütete. Allerlei Gedanken kamen ihm, die er früher nie gehabt hatte; Worte fielen ihm auf einmal ein, die er noch nie so überlegt hatte. Was hatten eigentlich die in der Klasse dabei, daß sie ihn oft so sonderbar fragten?! Sie fragten nach seinen Eltern — na, was war denn an denen so Merkwürdiges?! — und wechselten dabei untereinander Blicke und sahen ihn so neugierig an! Was hatte er denn Komisches an sich?! Der Lehmann war am neugierigsten — und so unverschämt! Der hatte ihn neulich so verschämt angeplinkt von der Seite und die Backen aufgeblasen, als müßten die plagen beim Lachen über das besonders witzige: „Du siehst Deinem Alten aber mal verflucht wenig ähnlich!“ Sah er wirklich weder Vater noch Mutter ähnlich — keinem von beiden?!

Als Wolfgang sich heute am Abend auskleidete, stand er lange vor dem Spiegel, der über seinem Waschtisch hing, ein Licht in der Hand, und hielt es bald rechts, bald links, bald höher, bald tiefer. Soller Schein fiel auf sein Gesicht. Der Spiegel war gut, gab jeden Zug treulich wieder in seinem klaren Glas — aber da war keine, auch gar keine Ähnlichkeit zwischen dieser derben Nase und dem seinen Näschen der Mutter! Auch des Vaters Nase war ganz anders. Und keiner von den Eltern hatte eine so breite Stirn mit tief hineingewachsenem Haar, und auch nicht so fast zusammenstoßende Brauen — dunkle Augen hatte der Vater zwar, aber sahen sie diesen hier, die so schwarz waren, daß selbst das ganz nahe gehaltene Kerzenlicht sie nicht erhellen konnte, eigentlich ähnlich?!

Mit einer Miene der Ungewißheit wendete sich der Knabe endlich ab. Und doch war in dem Seufzer, den er jetzt ausstieß, etwas von leiser Befreiung. Wenn er ihnen äußerlich denn so wenig ähnlich sah, brauchte er sich dann zu wundern, daß er so oft auch so ganz, ganz anders dachte und fühlte als sie?!

Wertwürdig, wie die Jungen in der Schule ein Aklatz von zu Hause waren! Und wie die großen Kerle noch ihren Müttern am Rockzipfel hingen! Da war der Kullrich, der hatte vierzehn Tage gefehlt, weil seine Mutter gestorben war, und als er zum erstenmal nachdem wieder in die Schule gekommen war — eine schwarze Binde um den Nackenarmel — war die ganze Klasse wie verdreht gewesen. Sie gingen mit ihm um, als wäre er ein rohes Ei, und sprachen ganz gedämpft, und kein Mensch machte einen Witz. Und als zufällig in der Konfirmandenstunde, in die Kullrich auch ging, der Spruch vorkam: „So Euch Vater und Mutter verlassen, der Herr nimmt Euch auf,“ guckten sie alle wie auf Kommando nach ihm hin, und der Kullrich legte den Kopf auf seine Bibel und hob ihn die ganze Stunde nicht mehr auf. Nachher ging der Lehrer zu ihm hin und sprach lange mit ihm und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Das war schon eine ganze Weile her, aber vergnügt war der Kullrich noch immer nicht. In der Pause, wenn alle auf

dem Hof promenierten und Butterbrot aßen, stand er von fern und sah nicht. War es denn so schwer, die Mutter zu entbehren?! —

Es war heute eine wundervolle Mondnachtsnacht über den schweigenden Kiefern; lange, lange noch lag der Knabe im Fenster. Die Augen brannten ihm; wie ein Müdenschwarm, der dicht wie eine Wolke in der Luft auf und nieder wirbelt, schwirrten ihm die Gedanken. Woher kamen sie, woher nur so auf einmal?!

Er gab die heiße Stirn, die Brust, auf der das Nachthemd auseinandergeglitten war, dem kühlen Atem der Mairnacht preis — ah, das tat gut! Das war das Beste, das Einzige, was jänsftigte, was Ruhe gab! Sa, diese freie Luft, so rein, so frisch!

Wo jetzt wohl die Cilla sein mochte?! Er hatte nie mehr von ihr gehört. Die war jetzt da, wo er auch gerne hätte sein mögen — ach, so gern! Durch die stille Nacht kam's wie schwebender Glodenklang, und er reckte die Arme und bog sich weit und weiter zum Fenster hinaus.

In dieser Nacht träumte Wolfgang so lebhaft von Cilla, daß er, als er erwachte, glaubte, sie stehe an seinem Bett, sie sei noch gar nicht fort von ihm. Aber dann sah er, als er sich die Augen gerieben hatte, daß der Platz, auf dem sie noch eben freundlich lächelnd gestanden hatte, leer war.

Nach den Schulstunden mußte er in die Konfirmandenstunde; nächste Ostern sollte er eingeseget werden. Er war zwar noch etwas jung, aber Schließen hatte zu Käte gesagt: „Er ist körperlich so sehr entwickelt. Wir können ihn doch nicht als baumstarken, wenigstens äußerlich völlig erwachsenen Menschen einsegnen lassen. Sein Alter ist übrigens auch ganz das richtige. Es ist viel besser für ihn, wenn er nicht erst zu reflektieren anfängt!“

Ob er nicht doch schon reflektierte?! Es war Käte oft, als wiche der Junge ihr aus, wenn sie ihn über die Religionsstunden befragte. Verstand der Lehrer es nicht, seine Seele zu fesseln? Doktor Baumann galt für einen ausgezeichneten Theologen, seine Predigten wurden gestürmt, es war eine besondere Vergünstigung, sich der überreichen Zahl seiner Konfirmanden anreihen zu dürfen; alle Schüler schwärmten für ihn, Leute, die er vor zehn, fünfzehn Jahren eingeseget hatte, sprachen noch davon wie von einem Erlebnis.

Käte machte es sich zur Aufgabe, die Predigten des beliebten Geistlichen fleißig zu besuchen. Sonst war sie eigentlich nur Weihnachten und Karfreitag zur Kirche gegangen, jetzt ging sie fast alle Sonntage, ihrem Knaben zuliebe, denn der mußte jetzt gehen. Sie gingen Sonntags gemeinsam aus dem Haus, fuhren gemeinsam zur Kirche, saßen nebeneinander; aber während sie dachte: „Wie geistvoll, wie durchdacht, welch ein Schwung, muß der ein jugendliches Gemüt nicht mit sich fortreißen?!“ — dachte Wolfgang: „Wär's doch nur schon aus!“ Er langweilte sich. Und noch nie war seine Seele hier aufgeflogen so wie beim Klingeln des Glöckchens, wie beim Heben der Monstranz, wie beim Dufte des Weihrauches vor dämmernden Altären.

Es war etwas in ihm, das trieb ihn zu jener Kirche, die er einst mit Cilla besucht hatte. Wenn er zur Konfirmandenstunde ging, mußte er da unweit vorüber; aber wenn der Weg auch weiter gewesen wäre, er hätte es doch möglich gemacht, dort einzutreten. Nur ein paar Minuten, nur wenige Sekunden hier in einem Winkel stehen, nur ein paar Atemzüge tun in dieser süßen, ahnungsvollen, einflussenden Weihrauchluft! Allzeit fand er diese Kirche offen; und wenn er dann wieder hinaustrat in das Draußen Berlins, ging er durch die Straßen mit ihrem Kennen und Fahren wie einer, der aus einer anderen Welt kommt. Dann achtete er nicht auf das, was man ihm vortrug an Kirchenlehre und Kirchengeschichte — was waren ihm Doktor Martin Luther, Calvin und andere Reformatoren?! — seine Seele war gefangen, sein Denken untergegangen in einem Gefühl dumpfer Gläubigkeit.

So gingen Sommer und Winter hin. Als die Tage längten und eine milde Sonnenwärme alle winterliche Feuchte bald zu trocken versprach, ließ Schließen seine Villa verputzen und neu streichen. Auch sie sollte ein festliches Kleid anziehen zu des Sohnes Festtag.

Wunderhübsch guckte das weiße Haus mit den roten Dächern und den grünen Läden hinter den Kiefern hervor; es hätte fast etwas Ländliches gehabt, wären die großen Spiegelscheiben nicht gewesen und der neu angebaute Wintergarten mit seinen Palmen und blühenden Azaleen. Im Garten säte Friedrich den Rasen neu ein, und ein Gehülfe stach die Rabatten sauber ab; überall wurde gegraben und gehackt. Dreist und froh zirpten Späzen überlaut; aber Papierschnipsel, die, an langen Bindsäden über eingesäte Rasenflächen gespannt, im klärenden Wind flatterten, scheuchten die Frechen vom willkommenen Futter. Alle Gärten erwachten; die Rosenstämmchen waren zwar noch nicht von ihren Hüllen befreit, in denen sie aussahen wie Strohrippen, aber an den Obstkäulen zeigten sich die knospenden Triebe, und der Seidelbast prangte in seinen pfirsichfarbenen Blüten. Kinderwagen in Weiß und Himmelblau fuhren die Straße auf und nieder, das Baby drinnen guckte schon hinterm Gardinchen vor, und kleine Füßchen trippelten noch nebenher. Aus allen Türen kamen Sonnen und Kinder, die Knaben mit Reifen, die Mädchen mit dem Ball im gestrickten Netz. Sichernde Backfische zogen zum Tennis, und junge Herrchen, vom Tertianer an, machten ihnen die Cour.

Überall Helle und Heiterkeit. In den Kiefernspitzen freudig-erregtes Rauschen, in den Weiden am Seerand ein Auf und Ab von quellendem Saft. Ein Zug von Staren zog über die Grunewaldkolonie, und jeder Vogel äugelte nieder und suchte sich aus, in welchem Kästchen der hohen Stangenkiefers es ihm am meisten gelüstete zu nisten.

Oben auf Wolfgangs Bett lag der neue Anzug ausgebreitet — schwarze Hose und Rock — zur Konfirmation. Nun sollte er ihn einmal ausprobieren.

Es war ein eigentümliches Gefühl in Käte, ein Herzgittern dabei, als sie ihm half, den ungewohnten Anzug anlegen. Bis jetzt war er immer wie ein Junge gekleidet gewesen, in Kniehose und Matrosenbluse, nun sollte er auf einmal wie ein Herr angezogen gehen. Der festlich-schwarze, seine Anzug kleidete ihn nicht; nun sah man erst, daß er derb war. Steif stand er da, die lange Hose zwängte ihn, der Rock war ihm ebenso unbequem; er machte ein unglückliches Gesicht.

„Sieh Dich doch an, sieh Dich doch mal an,“ sagte Käte und schob ihn vor den Spiegel.

Er sah hinein; aber er sah den Anzug nicht, er sah nur das Gesicht der Mutter, die mit ihm zu gleicher Zeit ins Glas blickte, und sah, daß da auch nicht ein einziger Zug gemeinsam war zwischen ihm und ihr.

„Wir sehen uns kein bißchen ähnlich,“ murmelte er.
„Wie — was sagst Du?“ Sie hatte nicht verstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Hart.

Sinler seinem Stuhle stand der Tod — und er, Heinrich Hart, er scherzte und lachte. Er erzählte von den Schmerzen seiner Krankheit — und er scherzte und lachte. Er sprach von der Vergangenheit, von seinen Freunden, von bitteren und fröhlichen Tagen; er sprach von der heiteren, glücklichen Feier seines fünfzigsten Geburtstages am 30. Dezember 1905, und es stieg ihm in die Kehle, und die Worte wollten schier darin erstickten — aber er scherzte und lachte. Er sprach von der Zukunft, von seinen Werken, die im Schreibtisch liegen, er sprach von seinem Künstlertum und seinen Dichterverten — und er war froh und getröstete sich und hatte Mut und Vertrauen, und er vergaß seiner Wunden, die sein Gedicht entstellten und war dankbar, daß er noch sein Herz hatte, ein gutes Herz und seinen gesunden Verstand — und er vertraute auf sein Herz und seinen Verstand und glaubte an sich. Und es war schön mit ihm zu plaudern, es war schön, Worte mit ihm abzuwägen und Werke mit ihm abzuschätzen, Beziehungen nachzuspüren und Pläne zu schmieden und Forderungen zu stellen. Beides bewährte sich dann in ihm: sein Dichterherz und sein heller Verstand, die einfühlende Beweglichkeit seines Herzens und die Weltfähigkeit seines Geistes. Eine persönliche Kunst- und Lebenserfahrung bewährte sich. Eine Persönlichkeit mit einer ausgesprochenen Weltanschauung und der Freiheit, dem Mut, der Konsequenz und auch der Ironie ihrer Forderungen gab sich breit aus, verstand und entschuldigte, wogte und urteilte, regte an und bezog ein in ihren weiteren Kreis, lehnte ab und spottete, ließ gelten und lächelte. Man muß das alles sagen, es ist kein Wort zu viel; denn so sprach Heinrich Hart, so schrieb er und so war er. So war er nicht nur in dieser seinen Mischung und gemischten Verfeinerung des Dichters und Kritikers, des Dichters, der Kritiker sein mußte, des Kritikers, der

den Dichter in sich bewahrt hat, so war er auch in der Beweglichkeit seines Wesens, in der Leichtigkeit seiner Eigenart, in dem Reichtum seines Wissens, in der Fortschrittlichkeit seiner Anschauungen und in der Fülle seiner Betrachtungsweise. Dieses Doppelte der Medaille: vom Dichter aus beurteilt ein Schuß Tragik, die Lebenstragik, die dem Werke, dem geschaffenen Werke im Wege ist, daß es unvollendet bleibt, daß sich die Kräfte im Tagesdienst zerstreuen müssen, statt sich in der Schöpfung zu sammeln. Und diese andere Seite: der Reichtum, die tiefere Sonde, der feinere Sinn, das schärfere Ohr daraus für die Tagesarbeit selbst, deren Werke so erhöht werden, deren Wirken so eine höhere Bedeutung gewinnt: ein Kritiker, nicht nur für das Publikum und sein oberflächliches Lesebedürfnis, ein Kritiker, der den Schaffenden ein Führer, den werdenden ein Förderer, den nachfolgenden ein Voranschreitender, den verwirrten ein Klärer war. So war Heinrich Hart — und so ist sein Werk und Wirken. Und so steht neben ihm der jüngere Bruder Julius — die „Brüder Hart“, die beiden Kameraden, die treuen Genossen, die gemeinsam kämpfenden. Nicht Blutsbruderschaft nur, mehr als das: Waffenbruderschaft, Lebensbruderschaft, der Bund ist zerfallen. Aber es ist auch darin ein Lebendiges und Dauerndes: Früchte, die bleiben! Früchte, Heinrich Hart, haben wir von Dir in unseren Kammern, Früchte, von deren Reife wir genießen wollen und genießen werden. Wir stehen nicht arm von Dir an Deinem Grabe, wie Du nicht arm an ihnen in die Grube gefahren bist.

Der Tod stand hinter ihm — und der Frühling kam. Er freute sich des Frühlings und wollte ihn genießen! So verließ er das Krankenhaus und zog mit der Schwester in die westfälische Heimat, nach Tecklenburg. Seit Januar hatten ihn die Ärzte verloren gegeben. Er wußte es nicht, sein Herz zog aus und suchte Freud. Es zog in die Heimat und fand den Tod. Er sei sanft einschlafen, wird uns gemeldet. Er ist einschlummert mit der Frühlingsfreude, mit dem Frühlingssehnen, mit dem Sommerahnen in der Seele. Es neigen sich die Rosen über seiner irdischen Hülle — es empfangen ihn die Rosen, von denen seine Seele geträumt hatte für den neuen Menschen, für eine neue Gemeinschaft, in einer reineren und schöneren Liebe, in heiteren Ketten, zu einer geklärten Feier des Lebens.

In den „Kritischen Waffengängen“ der Jahre 1882—1886 ist sein kämpferischer und kritischer Anteil an der Führung der neuen Literaturbewegung festgelegt und hat darin literarhistorische Bedeutung gewonnen — und fortgesetzt ist dieses Werk in den folgenden zwanzig oder fünfundsiebenzig Jahren seiner journalistischen Tätigkeit. Dichterisch hinterließ er uns aus dem großartig angelegten „Lied der Menschheit“ die Teile: „Tul und Kahila“ (88), „Mimrob“ (89) und „Mose“ (96). Vielleicht finden sich im Nachlaß weitere Gesänge von diesem Epos, das, vollendet, eine der gewaltigsten Schöpfungen unserer Literatur geworden wäre. Außerdem veröffentlichte er „Welpfingsten“, Gedichte eines Idealisten“ und das Drama „Sedan“. Mit seinem Bruder gab er seit 1900 „Das Reich der Erfüllung“ heraus, „Flugschriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung“, und jüngst veröffentlichte er in der „Dichtung“ die Monographie über Peter Hille. Wir werden die Schätze seines Nachlasses veröffentlicht sehen — und zum letzten Mal wird sich der literarische Bruderbund bei ihrer Sichtung bewähren. Sie werden das literarische Bild Heinrich Hart ergänzen. Er wurde zu früh entzissen, als daß es, seinen Anlagen und Zielen nach, ein vollendetes werden konnte. Aber ein Bild ist ein ganzes und vollendetes: das Bild des Menschen und Freundes. Was er uns bedeutet, das sagen Worte nicht. Das sagt ein Stillesein — das sagt ein Sommertag — wenn die Rosen blühen und der Himmel glänzt — wenn die Vögel singen und der Wald wartet. Da ist's ein Weg — und ist eine Raft. Da ist's eine Höh, von der man ins Land schaut, heiteren Auges — wie in die Heimat — bei der Heimkehr.

Am Arm des Todes ist Heinrich Hart heimgekehrt — am Herzen seiner Heimat schläft er nun. Es hat sich seine Liebe erfüllt. Darin ist der Tod so gut. —

Wilhelm Holzamer.

(Nachdruck verboten.)

Eine Statistik der deutschen Sprache.

Eine ganze Reihe von Wissenschaften, und zwar die verschiedenartigsten, die man sich denken kann, stehen seit einigen Jahrzehnten im Zeichen einer eigenartigen Methode der Forschung und Untersuchung. Diese Methode hat sich als außerordentlich fruchtbar erwiesen, und namentlich die Politik und die Gesellschaftswissenschaft haben sie sich dienstbar gemacht. Ich meine die Statistik. Deutzutage rückt man allen möglichen und unmöglichen Dingen mit der Statistik auf den Leib, oft mit Glück und Erfolg, oft aber auch nicht. Wie alles neue leicht überschätzt wird, weil es sich an manchen Stellen als fruchtbar erwiesen hat, so war und ist es auch bei der Statistik. Ihre falsche Anwendung ist fast noch gefährlicher als ihre Nichtbenutzung, weil sie leicht falschen Ergebnissen eine verbliche Autorität verleiht, die schwerer zu vernichten ist, als sie Anerkennung erworben hat.

Merkwürdig lange hat es gedauert, bis sich die Sprachwissenschaft und die Schriftkunde der statistischen Methode bedienten, obwohl gerade hier Aufgaben vorliegen, die dringend eine Lösung heischen. Namentlich die Stenographie aber entbehrte für ihre praktische und methodische Weiterentwicklung tatsächlicher Unterlagen, die nur durch statistische Untersuchungen gewonnen werden können. Das ist um so mehr erforderlich, als nach der Erfindung der bedeutendsten stenographischen Systeme eine neue Wissenschaft, die Phonetik, entstanden ist (seit etwa 20 Jahren), die die Laute, aus denen die Wörter bestehen, einer eingehenden Untersuchung unterzog, sie nach ihrer Verwandtschaft gruppierete und in ein geschlossenes System brachte.

Die Stenographie nun ist, da sie aus praktischen Gründen keine Bilderschrift sein kann — schwere Erlernbarkeit und unpräzise Schreibweise würden ihre Benutzung ausschließen —, darauf angewiesen, die Wörter aus Schriftzügen zusammenzusetzen, die notwendigerweise auf die Laute und die Lautverbindungen zurückgehen müssen. Die geometrischen Systeme der Engländer, die eine neue Periode der Kurzschrift eröffneten, bedienen sich einer Anzahl einfachster Zeichen, die sie aus den Elementargebilden der Geometrie entnehmen. Bei diesen Systemen macht die Aneinanderreihung der Zeichen Schwierigkeiten und das ist bei den graphischen Systemen, die ihre Schriftzeichen der Kurrentschrift entnehmen, schon wegen ihrer Herkunft nicht der Fall. Die Zeichenwahl ist hierbei aber schwierig, und ein rationell gebautes System müßte natürlich die einfachsten und leichtest verwendbaren Zeichen für die häufigst vorkommenden Schriftzüge wählen. Hier sind wir schon bei einem der Hauptpunkte angelangt, weswegen eine Statistik nötig wird: Man braucht zur Beurteilung der Zeichenwahl eine Statistik der Laute und der Lautverbindungen. Sehr häufig vorkommende Wörter pflegt man in der Stenographie durch feste, kurze Zeichen zu schreiben, die Sigel genannt werden. Wir brauchen daher auch eine Statistik der Wörter, der Worthäufigkeit.

Man erkennt hieraus, welchen Wert allein für die von Tag zu Tag im modernen Leben an Bedeutung gewinnende Stenographie schon eine genaue Durchsicht unseres Sprachstoffes hat. Das erstrebenswerte Ziel wäre die wissenschaftliche Aufstellung eines Einheitsystems aus derartigen Untersuchungen, die allein dazu die notwendigen Unterlagen liefern könnten. Aber auch auf vielen anderen Gebieten stellt sich das Bedürfnis nach einer derartigen Statistik heraus. So würde sich genau die Rolle nachweisen lassen, welche die einzelnen Laute in der lebendigen Sprache spielen, weil wir von der allgemeinen Beobachtung und dem Gefühl auf den Boden sicher ermittelter Zahlenverhältnisse gestellt werden. Aber weiter zur Praxis des Lebens. Jedermann kennt die Bedeutung des heutigen Druckgewerbes; ich brauche nur daran zu erinnern, daß schon die 1895er Berufsstatistik in Deutschland rund 100 000 im Buchdruckerei- und Schriftgießereigewerbe hauptberuflich tätige Personen zählte, und das sind 3,5 Proz. aller Erwerbstätigen. Ein rationelles Arbeiten im Druckgewerbe ist aber nur möglich, wenn man weiß, welche Letternzusammensetzung für den Setzfaß nötig ist. Für jeden Buchstaben ist eine andere Zahl notwendig, die zudem bei den verschiedenen Lesetoffen schwankt.

Diese und andere rein wissenschaftliche Zwecke verlangen dringend eine Statistik der Wörter, Laute und Lautverbindungen. Schon Gabelsberger hatte diese Notwendigkeit erkannt; er stützte sich bei seinen Studien auf das Zahlenverhältnis der Buchstaben, das für die Schriftgießer zum Gusse der Lettern ermittelt wurde, den sogenannten „Gießzettel“. Danach kamen unter 34 000 Buchstaben auf das „e“ 5520, auf das „n“ 3225, auf das „s“ 3145 Lettern usw. Richtige Zählungen wurden dann von anderen ausgeführt, in größerem Umfange zuerst von Rindermann, der etwa 1,5 Millionen Wörter für stenographische Zwecke durchzählte. Sodann veranfaßte Rading umfassende Zählungen, die jedoch darten, daß die bisherigen Zählungen, die sich in den Grenzen von 500 000 bis 2 500 000 Wörtern bewegten, unzureichend waren. Bei den 3000 deutschen Wortstämmen, der großen Zahl der davon zu bildenden Abteilungen und der außerordentlich großen Aufnahme von fremden Wortstämmen und deren Ableitungen kann die Häufigkeit der nicht gerade am allhäufigsten vorkommenden Wörter nur sehr gering sein. Um für alle die genannten Zwecke einwandfreie Unterlagen für Schlüsse usw. zu erhalten, müßte man mindestens 200 bis 300 Millionen Wörter durchzählen und die Zählung nach allen nötigen Richtungen hin bearbeiten. Die Unterlagen müssen Texte der verschiedensten Stoffarten sein, parlamentarischer, juristischer, medizinischer, mathematischer Art usw., weil die Häufigkeit je nach dem Stoff den größten Schwankungen unterworfen ist.

Im Jahre 1891 faßte nun Rading den Entschluß, eine große Zählung zu veranstalten. Nach Vermutungen wurde als fürs erste ausreichend erachtet, den Zählstoff auf 20 000 000 Silben oder rund 10 000 000 Wörter zu beschränken. Später wurde festgestellt, daß die Abweichungen von der Durchschnittshäufigkeit bei den in Rechnung gestellten Wörtern betragen: auf 2½ Millionen Wörter 20 Proz., auf 5 Millionen 16 Proz., auf 10 Millionen nur noch 3 Proz. Unter unfäglichen Schwierigkeiten ist es Rading gelungen, diese Zählung durchzuführen. Die Beschaffung des Zählstoffes und der Zählzettel (rund 17 000 000 Stüd.), das Auffuchen von Mitarbeitern, die Einrichtung von Sammel- und Buchungsstellen, Anlegung der alpha-

betischen Listen, Beschaffung der Geldmittel (der Staat hat sich nicht an dem Unternehmen beteiligt) usw. verursachten so viele Hindernisse, daß jede dieser Einzelarbeiten oft die ganze Arbeit zu bereiteln drohte. Zur Auszählung gelangten 2,7 Millionen Wörter gemischter Stoff, 2 Millionen Klassiker, 1,6 Million „Deutsche Rundschau“, 1 Million Briefe, 0,9 Million parlamentarischer Stoff, 0,6 Million militärischer, 0,5 Million geschichtlicher, je 0,4 Million juristischer, theologischer Stoff und „Buch der Erfindungen“, 0,3 Million kaufmännischer und 0,1 Million medizinischer Stoff. Die Verarbeitung der Ergebnisse hat nun höchst interessante Resultate zutage gefördert, von denen wir hier jedoch nur das allerwichtigste mitteilen können. Unter den 10,9 Millionen Wörtern waren 5,43 Millionen einsilbige (½), 3,16 zweisilbige (¼), 1,41 dreisilbige (⅓), 0,65 vier- und der Rest mehrsilbige. Zehn- und mehrsilbige Wörter kamen nur 566 vor, darunter 8 dreizehn-, 2 vierzehn- und 1 fünfzehnsilbiges Wort. Die Wörter mit noch größeren Silbenzahlen waren sämtlich zusammengesetzte Hauptwörter. Bemerkenswert ist übrigens, daß im gemischten Stoff das 23silbige zusammengesetzte Wort Geheimere-Oberrechnungskammer-Kassen-Substituten-Supernumerar-Gehülfe dreimal vorkam. Die durchschnittliche Silbenzahl eines Wortes ergab sich zu 1,83. In den einzelnen Stoffgattungen schwankt sie sehr; so ergab das juristische Deutsch 2,02 Silben pro Wort, das kaufmännische 1,99, parlamentarische und „Buch der Erfindungen“ 1,94 usw., der gemischte Stoff 1,89, der geschichtliche 1,79, theologische 1,68, (Bibel 1,51), klassischer und novellistischer Stoff 1,66.

Großes Interesse wird es nun erregen, die Häufigkeit der einzelnen Wörter kennen zu lernen. Die häufigst vorkommenden Wörter sind die beiden Artikel „die“ (358 000) und „der“ (355 000). Ueber 200 000 mal kamen noch vor: „und“ (321 000), „zu“ (259 000) und „in“ (214 000). Bis zu 100 000 hinunter folgen in absteigender Reihe die Wörter „ein, an, den, auf, das, von, nicht, mit, dem, des, aus, sie“. Hervorzuheben ist die überraschende Tatsache, daß die drei häufigsten Wörter „die, der, und“ 1 034 000 mal vorkamen, das sind 9,5 Proz., also fast 1/10 aller vorkommenden Wörter ausmachen. Die 15 häufigsten Wörter (bis einschließlich „des“) stellen mit 2 752 000 = 25,2 Proz. den 4. Teil, die 66 häufigsten Wörter mit 5 462 000 = 50,1 Proz. die Hälfte der Sprache dar. Dabei sind die häufigsten Wörter in überwiegender Maße einsilbig, die dreisilbigen sind sehr selten. Die Vergleiche der Gesamtergebnisse mit den Ergebnissen aus einer oder wenigen Millionen gezählten Silben haben ergeben, wie wichtig und wie durchaus notwendig die Zählung einer größeren Zahl von Wörtern ist. Die große Ausdehnung der Arbeit hat sich nach den Ergebnissen vollkommen gerechtfertigt. In den verschiedenen Stoffen ist die Häufigkeit der Wörter naturgemäß recht verschieden. Die allhäufigsten Wörter sind selbstverständlich die nämlichen, wenn auch ihre Häufigkeit etwas anders ist.

Wer sich für die weiteren Nachweisungen, die Haupt- (Stamm-) Silben, die Vorsilben und deren Verbindungen, die Endungen und Nachsilben interessiert, muß sie in dem veröffentlichten Quellenwerke „Häufigkeitwörterbuch der deutschen Sprache, herausgegeben von W. Rading“ nachlesen. Die Ausbeute ist ja noch sehr groß.

Ein zweiter Teil des Quellenwerkes beschäftigt sich mit den Buchstabenanzahlungen, deren Bedeutung namentlich für die Berichtigung des deutschen Gießzettels von hervorragender Wichtigkeit geworden ist. Die 20 000 000 gezählten Silben enthielten 22 830 000 (= 37,7 Proz.) Vokale und 37 728 000 (= 62,3 Proz.) Konsonanten, zusammen also 60 558 000 Buchstaben. Jede Silbe bestand daher durchschnittlich aus 3,08 Buchstaben, 1 Vokal und 2 Konsonanten, und jedes Wort durchschnittlich aus 5,56 Buchstaben, und zwar 2,10 Vokalen und 3,46 Konsonanten. Für die Sprache wichtiger ist wieder die Zählung der Laute, die natürlich von der der Buchstaben abweichen. Dabei machen die Vokale 35,45 Proz., die Konsonanten 64,55 Proz. aus. Der häufigste Laut ist das „e“, es kam 9 260 000 mal vor und bildete von den Vokallauten mit 44 Proz. fast die Hälfte, von allen Lauten mit 15,6 Proz. fast den 6. Teil. Das „i“ bildete 16 Proz., das „a“ 12,7 Proz., „u“ 8 Proz., „o“ 6,1 Proz., „ei“ 5,7 Proz. aller Vokale. Von den Konsonanten war das „n“ mit 6 364 000 der häufigste Laut. Er bildete 16,6 Proz. aller Konsonanten und 10,7 Proz. aller Laute, sodann kam das „r“ mit 12,9 bezw. 8,3 Prozent, das „s“ mit 10,1 bezw. 6,6 Proz., das „t“ mit 8,9 bezw. mit 5,7 Proz., das „d“ und „h“ mit je etwas über 8 bezw. 5,3 Proz., „l, c, g“ mit mehr als 5 bezw. 3 Proz. „q“ und „x“ kamen im ganzen nur rund 10 000 mal und „y“ nur 76 mal unter allen 60 Millionen Lauten vor!

Für die Berichtigung des deutschen Gießzettels war es auch von Belang, daß die Interpunktionen in die Arbeit aufgenommen wurden. Das geschah bei einem Zählstoffe von 9,8 Millionen Wörtern. Dabei ergab sich, daß auf je 1000 Wörter 97 Kommata, 55 Punkte, 6 Semikolon, 4 Ausrufszeichen, je 3 Doppelpunkte und Fragezeichen, 1 Anführungszeichen, 0,6 Klammern usw. entfielen. Das beliebteste Interpunktionszeichen ist also das Komma, namentlich im theologischen Stoffe. Auch der Punkt, das Semikolon und der Doppelpunkt ist dort am beliebtesten — offenbar wegen der kurzen Satzteile —, während das Ausrufs-, das Fragezeichen und der Apostroph bei den Klassikern bei weitem am meisten vorkommt. Die § sind natürlich bei den Juristen am häufigsten zu finden. Die Faßten der kaufmännischen Phraseologie bieten durch die Eigenart des Stils so bedeutende

Abweichungen von den sonst gefundenen, daß sie ausgedehnter worden sind — ein statisch nicht zu rechtfertigendes Verfahren —. Im kaufmännischen Stil ist das Komma sehr unbeliebt (48), der Punkt aber als präzisestes Interpunktionsmittel am beliebtesten (129). Die starken Abweichungen der einzelnen Stoffe in dieser Hinsicht darf nicht wundernehmen. Die Schachtel des Gelehrtenstils ist ja bekannt, sie ist hauptsächlich auf die Gewohnheit von der Beschäftigung mit der lateinischen Sprache zurückzuführen. In neuerer Zeit macht sich eine gesunde Reaktion gegen die schier endlosen und unübersichtlichen Perioden der gelehrten Schreibweise bemerkbar, und der Punkt scheint als Interpunktionsmittel mehr und mehr in Aufnahme zu kommen.

Das ist interessant und zeigt, wie auch in solchen Fällen die Mode einen bedeutenden Einfluß nehmen kann. Man mag sich dabei gegenwärtig halten, daß auch die jeweilige Orthographie nur eine Mode ist und daß es nötig wäre, auf eine wissenschaftlichere Feststellung der Schreibweise nach der einen oder anderen Richtung hinzuzielen als bisher. Das allgemeine Ziel dürfte dabei eine Vereinfachung nach den Ergebnissen der Phonetik (Lautlehre) sein.

So wertvoll die nun beendeten Untersuchungen auch sind, so leiden sie immerhin an recht erheblichen Mängeln. Dennoch können wir froh sein, daß von unheimlichen Männern der erste Schritt unternommen worden ist, der so oft schon bahnbrechend gewirkt hat.

Felix Linke.

Kleines feuilleton.

- ss - Die Photographie des Augenhintergrundes. Es ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen, seit die ersten Versuche unternommen wurden, den Hintergrund des Auges zu photographieren. Die Wichtigkeit dieser Bestrebungen läßt sich leicht begreifen. Man braucht sich nur daran erinnern, welche fast unermeßliche Bedeutung die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz gehabt, welches Aufsehen sie gemacht und welche Umwälzung sie auf dem großen Gebiet der Augenheilkunde herbeigeführt hat. So wertvoll und in vielen Fällen hinreichend diese Art der Untersuchung für den Arzt ist, so wäre es doch eine wesentliche Verbollkommnung des Arsenal der Ophthalmologen, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben wäre, den Hintergrund des gesunden und kranken Auges zu photographieren und so sichere Urkunden über die Beschaffenheit des Auges und seiner krankhaften Veränderungen zu besitzen. Seit dem Jahr 1862 ist eine größere Zahl von Forschern damit beschäftigt gewesen, zunächst an Tieren die Photographie des Augenhintergrundes zu versuchen. Der Erfolg ist lange nur teilweise befriedigend und noch geringer gewesen, als später andere Gelehrte die noch schwierigere Aufgabe am menschlichen Auge zu lösen bestrebt waren. Die besten Photographien des menschlichen Augenhintergrundes, die bisher gelungen sind, haben als ihren Urheber Professor Dimmer in Graz, der seit 1899 ununterbrochen damit beschäftigt gewesen ist, weitere Verbesserungen seines Verfahrens einzuführen. Er hat jetzt in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Bericht über seine letzten Erfolge veröffentlicht, die größere Beachtung verdienen als alle früheren. Dimmer hat mit einem besonderen Apparat gearbeitet, der sich einer elektrischen Vogenlampe bedient. Die hauptsächlichsten Schwierigkeiten der Augenphotographien beruhen darin, daß es nötig ist, erstens das Auge unbeweglich zu halten, ferner eine sehr kräftige Beleuchtung anzuwenden, die leicht auf das Auge schädlich wirken kann, und endlich die störenden Spiegelungserscheinungen an der Hornhaut, der Linse und dem Augenhintergrund auszuschalten. Namentlich das letzte Erfordernis hat sich bisher als unerfüllbar herausgestellt, obgleich Dr. Dimmer dazu gelangt ist, die Reflexe des Lichtes an der Hornhaut auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Immer aber ist noch ein schimmernder Reflex auf dem Hintergrund selbst zurückgeblieben, der bei den verschiedenen Augen sehr wechselt. Der für die Photographie benutzte Apparat besteht aus einer Vogenlampe, die für eine elektrische Spannung von 20-30 Ampère bestimmt ist. Das Licht wird durch eine schmale Oeffnung auf ein Linsensystem gelenkt. Die aus dem Auge wieder austretenden Strahlen treffen zunächst auf eine konvexe Linse, die ein umgekehrtes Bild vom Augenhintergrund an ihrem Brennpunkt erzeugt. Dies umgekehrte Bild wird dann durch eine weitere Linse in ein aufrechtes verwandelt und so auf die photographische Platte geworfen. Professor Dimmer hat verschiedene gesunde und kranke Augen photographiert. Schädliche Wirkungen für die Versuchspersonen haben sich scheinbar nicht ergeben, während die für die Aufnahme nötige Zeit sehr kurz ist. Die Ergebnisse sind jedenfalls besser als alles, was bisher an Photographien des Augenhintergrundes erzielt worden ist, obgleich von einer Vollkommenheit noch weit entfernt. Vielleicht wäre es doch besser, wenn derartige Versuche vorläufig auch weiterhin an Tieren vorgenommen würden, weil die sehr grelle Beleuchtung der Netzhaut doch eine gewisse Gefahr in sich schließt.

Aus dem Pflanzenleben.

h. Geschlechtsveränderung bei zweihäufigen Gehölzen. Als zweihäufige Pflanzen bezeichnet der Botaniker

solche Gewächse, bei denen die männlichen Blüten auf einer Pflanze und die weiblichen auf einer anderen Pflanze sitzen. Zu dieser Pflanzengruppe gehören von bekannteren Gewächsen: Esche, Ahorn, Taxus (Eibe), Wachholder, Weide, Pappel, Brennnessel, Hopfen, Hanf, Melde u. a. Die einzelnen Pflanzen dieser Gruppe sind also entweder männlich oder weiblich. Es ist nun vereinzelt die Beobachtung gemacht worden, daß bei diesen zweihäufigen Pflanzen eine Geschlechtsveränderung vor sich geht, derart, daß Exemplare, welche seither nur männliche Blüten brachten, plötzlich vereinzelt oder gar überhaupt nur noch weibliche Blumen hervorbringen und umgekehrt, daß weibliche Pflanzen sich in männliche umwandeln.

Die Veröffentlichungen über derartige Vorkommnisse sind Anlaß geworden zu einer Besprechung dieser eigenartigen Erscheinung in der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft. Hierbei ergab sich, daß eine derartige Veränderung des Geschlechts wiederholt bei dem Eibenbaum, *Taxus baccata*, beobachtet wurde. Es sind häufiger Pflanzen angetroffen worden, die zu gleicher Zeit männliche und weibliche Blumen trugen. Einen derartigen Baum beherbergt beispielsweise der botanische Garten in Jena. *Cephalotaxus* und *Ginkgo* sind weitere Nadelhölzer, bei denen Geschlechtsveränderung nachgewiesen werden konnte.

Auch bei Laubbölzern, so bei verschiedenen Ahornarten und bei Weiden, hat eine Abänderung des Geschlechts stattgefunden.

Bei jenen zweihäufigen Pflanzen, die männliche und weibliche Zweige zu gleicher Zeit hervorbringen, soll einfache Knospenvariation die Ursache sein. Die verschiedenen Zweige lassen sich immer auf eine Knospe zurückführen und daher ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß Knospenvariation vorliegt, durch welche, wie sonst eine veränderte Wuchsart, Form oder Farbe des Blattes, so auch ein verändertes Geschlecht sehr wohl erscheinen könnte. Diese Annahme gewinnt noch eine weitere Stütze darin, daß alle sogenannten Knospenvariationen bei den wild wachsenden Pflanzen sehr selten, bei den Kulturpflanzen aber verhältnismäßig sehr häufig vorkommen, und die angegebenen Fälle von Geschlechtsveränderung ausnahmslos an Kulturformen beobachtet wurden. Der Begriff „Knospenvariation“ will hier so aufgefaßt werden, daß die betreffende Variation nicht erst in der Knospe entsteht, sondern, daß sie in dieser Knospe zum ersten Male zutage tritt und schon vorher vom Samentorn an latent in der Pflanze vorhanden war.

Wenn von anderer Seite starkes Verschneiden der Pflanzen als Ursache der Geschlechtsveränderung angegeben wird, so läßt sich dies sehr wohl mit der Annahme der Knospenvariation vereinigen, da bisher im Innern der Rinde verlaufende variierende Zellenreihen, die z. B. an buntblättrigen Gehölzen so schön beobachtet werden können, ganz unvermutet in irgend einer Rindenpore aufzuknospen und zu erscheinen vermögen, wenn die Gehölze zurückgeschnitten werden.

Auch für jene Fälle, wo in männlichen Blütenbüscheln weibliche Blüten austreten, wird die Knospenvariation verantwortlich zu machen sein, wie ja bekanntlich an sonst buntlaubigen Zweigen sich auch vereinzelt grüne Blätter zeigen. Für jene Erscheinungen hingegen, wo männliche Bäume sich nach und nach zu weiblichen umwandeln, bleibt die Frage der Ursache einstweilen noch eine offene.

Humoristisches.

— Stoßseuffer. „Ich lebte so hehaglich, und nun muß mir diese fatale Familiengeschichte dazwischen kommen!“

„Was denn für eine fatale Familiengeschichte?“

„Na, meine Hochzeit!“

— Im zoologischen Garten. Aufseher: „Hier, meine Herrschaften, sehen Sie den Elefanten; seine Wiege hat in Indien gestanden!“

Herr: „Um Gottes willen, muß das 'n Kasten gewesen sein!“

— Vosshaft. „Denken Sie, ich bin gestern dem Tierischklubverein beigetreten!“

„Egoist!“

(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Der erste weibliche deutsche Universitätsprofessor. Frä. Dr. phil. Anna Zumarlin, Privatdozentin für neuere Philosophie und Aesthetik an der Universität Bern, ist der Titel Professor verliehen worden. Frä. Zumarlin ist eine Rusin und hat auch einige Zeit in Berlin studiert.

— Oskar Blumenthal hat das Sardou'sche Lustspiel „La piste“ einer Bearbeitung unterzogen. Unter dem Titel „Verwehte Spuren“ geht das Stück Mitte Oktober im Lustspielhause zum erstenmal in Szene.

— Im Berliner Theater ist während des Pospischil-Gastspiels der Anfang bei den Erläuterungen auf 7 1/2 Uhr festgesetzt worden. Die Wiederholungen beginnen um 8 Uhr.

— Unter dem Namen „Verein zur Herausgabe eines historischen Atlases von Bayern“ hat sich eine Vereinigung der hervorragendsten bayerischen Gelehrten gebildet, welche die Herstellung und Herausgabe eines historischen Atlases von Bayern nach dem Stande der gegenwärtigen Geschichtsforschung bezweckt.